

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 161.

Donnerstag, 13. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(23. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

„Weshalb kommt sie denn nicht schon jetzt?“

„Sie wird kommen. Sie ist gegenwärtig noch gebunden — jeder Künstler in unserem Beruf ist doch ein Slave seiner Verträge.“

„Also Henrika hat das erreicht, was ich einstmals anstrehte“, versetzte Thea gedankenvoll.

„Sie ist auf dem besten Wege zur Höhe. Und Sie, Thea, bereuen Sie es denn so sehr, daß Sie freiwillig der Kunst entfliehen haben? Wollten Sie, würden Sie — er stöhnte und schaute sie tief und bittend an — „noch einmal den gleichen Anlauf nehmen? Oder sind Sie mit unlöslichen Banden an Ihren jetzigen Wirkungskreis verknüpft?“

„Ja, das bin ich“, antwortete Thea Gröning, ohne sich zu besinnen, fest.

Dann errötete sie plötzlich, genau so, wie sie früher bei jedem geringfügigen Anlaß errötet war. Sie fühlte ihr Herz stark pochen. „Ja“, wiederholte sie, „Pflichterfüllung ist der schönste Beruf, wenn man diesen Begriff überhaupt mit solch einem Namen bezeichnen kann. Ich bin auf diesen Platz hier gestellt und will, solange es von mir gefordert wird, auf ihm bleiben. Die Alten und die kleinen — brauchen mich.“

Heino beugte sich tiefer zu ihr hinab: „Ach, Thea, auch noch manche andere Leute könnten den Sonnenschein, den Sie spenden, brauchen. Er wirkt so köstlich nach dem künstlichen Bühnenlicht.“

„Lieber Heino, wir sind doch gute Kameraden, nicht wahr? Und dabei soll es auch bleiben.“

Sie reichte ihm die Hand und blickte ihn offen und herzlich an.

Das war der erste Storb, den Thea Gröning austeilt — ebenso verblümt, wie Heino durch die Blume um sie geworben hatte.

Am folgenden Abend spielte Heino Gestern den Egmont so hinreichend, daß die Tagesblätter seines Lobes voll waren.

Er packte den Stoß Zeitungen zusammen und trug ihn zu Tante Liete hinüber.

„Nächstens werden Sie Hofschauspieler, lieber Heino, das Zeug dazu haben Sie ja — und kündigen mir dann das Zimmer.“

Aber Heino versicherte, er wäre viel zu fehr Gewohnheitsmensch, um sein Quartier zu wechseln.

„Ich muß den alten Stahlstich, der über Ihrem Porträt hängt, ansehen, wenn ich meine Rollen lerne. Sehen Sie, Tante Liete, schon aus diesem Grunde wäre es mir unmöglich, zu kündigen und umzuziehen.“

„Na, die alte Schartele könnte ich Ihnen ja gut und gern schenken. Vermachen tu' ich Ihnen das Bild auf jeden Fall, Heinochen, und es ist nett von Ihnen, daß Sie auch sonst Unabhängigkeit besitzen.“

Ja — die hatte Heino Gestern — er wäre glücklicher auf seiner mit frischem Vorbeir beladenen Künstlerlaufbahn gewesen, wenn sich jene Zeit nicht so fest in

sein Herz eingeprägt hätte — die Zeit, wo er gehungert hatte, um Thea Gröning Rosen schenken zu können.

„Also, die Yacht, Harald, die darfst du dir bauen lassen, oder sie dir fertig kaufen, wo du magst, am besten in Hamburg oder Stettin, oder in England. Hat deine alte Mutter es mit ihrem Weihnachtsgeschenk für dich gut getroffen? Verlier nur den Scheck nicht. Fred war nahe daran, über die Höhe der Summe zu schelten, aber wir schneiden ja in diesem Jahr so überaus günstig ab, da wollte ich meinem lieben Einrichtgut eine Extrafreude machen.“

Harald Strodtmann zog die Hand seiner Mutter an seine Lippen.

„Tausend, tausend Dank! Du triffst immer das Rechte, Mutter, und verdient habe ich deine Güte eigentlich nicht. Ich habe rechtshaffen gebummelt in Löbeck.“

„Du siehst so elend aus, mein Junge, ich fürchtete schon, du hättest dich überarbeitet, du schreibst auch so selten in der letzten Zeit.“

Nun lachte Harald geradeheraus, sein altes, fröhliches Zungenloch.

Fred von seinem Klubessel aus bildete das Echo in einer tiefen, ruhigen Tonart. „Mutter, bei Harald Überarbeitung im Geschäft voraussehen, das hieße alle vernünftigen Begriffe in der Welt auf den Kopf stellen“, sagte er, und nun mußte auch die Baronin in die Fröhlichkeit ihrer Söhne einstimmen.

„Aber Harald sieht wirklich erschreckend blaß aus“, sagte sie dann, „und er hat solch einen müden Zug um die Augen. Frau Konsul Löhnstädt schrieb mir, daß du anfangs wohl flott im Gesellschaftsstrudel mitgeschwommen wärst, mein Kind, dich aber in den letzten Wochen fast ganz von der Gesellschaft zurückgezogen hättest.“

„Ich litt dazwischen an meinem alten, bösen Kopfschweib“, bemerkte Harald ausweichend. „Auch für mich galt der bekannte Spruch, „daz nichts schwerer zu ertragen sei als eine Reihe von schönen Tagen“. Es regnete Einladungen, und da zog ich mich ein wenig von dem Trubel zurück.“

„Aber nicht in das Löhnstädt'sche Kontor, was, Harald?“ fragte Fred lechzend und launig, er wollte heute keine Verstimmlung aufkommen lassen. Es war am ersten Weihnachtsfeiertag. Man hatte den riesigen Baum, der in eine Lichtkulisse von Wachskerzen getaucht war, nach dem Abendessen wiederum angestellt.

Das Aussehen des Bruders gefiel Fred keineswegs. Doch er zog hierüber seine eigenen Schlüsse. Er hatte ein Privatschreiben des Konsuls erhalten. Manches, was Harald anbetraf, stand in des alten Herrn Korrektor, kaufmännischer Handchrift und Ausdrucksweise so klar da, manches andere noch las Fred zwischen den Zeilen. Das Stadium der Verliebtheit, in dem Harald sich jetzt befand, würde ja vorübergehen, davon war Fred überzeugt. . . . Ein bisschen Hoffnungen, Blumen spenden, was war viel dabei. . . . Der Konsul schrieb, daß

„der Stern“ der Operette, Fräulein Henriette Santen, eine bildhübsche Person sei. Dabei ein Mädchen von tadellosem Ruf. Das allerdings war eine Gefahr. Solche Primadonnen wollten geheiratet werden. Fred entzog sich von seinem Theaterabend in Lübeck her, daß die Saffi im „Zigeunerbaron“ in der Tat sehr hübsch gewesen war. Irmgard hatte damals lächerlicherweise eine Ähnlichkeit zwischen der Person und Henrika dy Santos herausgefunden.

Fred beschloß, den Bruder in bezug auf Henriette Santen ein wenig auszufragen.

Doch alle Diplomatie, die er Harald gegenüber ins Feld führte, verfing bei diesen nicht. Harald wußt den ihm scheinbar beiläufig gestellten Fragen mit vielem Geschick aus und bezeugte seinerseits keinerlei Neigung zu irgendwelchen vertraulichen Aussprachen oder gar Weichten.

Er fieberte hier in Berlin vor Ungeduld.

Es riß ihn förmlich dazu, vor seine Mutter hinzutreten und ihr zu sagen: „Ich liebe Henrika dy Santos, nimm sie als Tochter auf.“ Doch was ihm, solange er den Seinen fern gewesen war, so leicht und einfach gedünkt hatte, dazu fehlten ihm hier die ruhige Sicherheit, die richtigen Worte. Ohne, daß er sich dessen bewußt wurde, hatte ihn Henrika bis zu einem gewissen Grade mit ihrer Molligkeit und ihrer fanatischen Furcht vor Freds Härte angestellt. Doch es mußte gehen, es würde gehen. Aber er fühlte deutlich, daß er beim ersten Widerspruch aus Freds Munde seine Selbstbeherrschung verlieren würde. Es mußte alsdann zu einem völligen Bruch kommen. Den aber wollte er um der Mutter willen vermeiden. Darum hatte ihn Henrika beim Abschied wiederholt inständig gebeten — ebenso — ihren wahren Namen bei einer etwaigen Aussprache noch nicht zu verraten. „Dann wäre alles verloren“, hatte sie voller Bestimmtheit gesagt.

Der Boden in Berlin brannte Harald unter den Füßen. Er hatte glühende Sehnsucht danach, sich in den ersten besten, nach Lübeck fälligen Zug zu setzen und sich nach der alien, lieben Stadt, die sein Tenerstes auf Erden beherbergte, die ihm deswegen als der Mittelpunkt der ganzen Welt galt, eztiführen zu lassen. Er hätte es früher nie für möglich gehalten, daß er so gleichmäßig gegen das Getriebe und gegen die Genüsse der Großstadt werden könnte.

Zu allem kam noch hinzu, daß er sich in der Tat in den letzten Wochen körperlich schlecht gefühlt hatte. Er hatte von jeher soviel als möglich versucht, seinen Körper durch sportliche Übungen zu stählen; vielleicht hatte er im letzten Jahre, besonders bei seinem Aufenthalt in England, in dieser Hinsicht zu viel getan?

„Du siehst wirklich sehr angegriffen aus, Harald“, bemerkte Fred ein paar Tage vor der Abreise seines Bruders, „Mutter sieht ja oft Gespenster, aber bei dir hat sie doch, wie ich fürchte, nicht zu schwarz gesehen. Ich meine, du solltest einen tüchtigen Arzt fragen, Harald.“

Doch Harald erklärte kurz und bündig, es fiel ihm auch nicht im entferntesten ein — er sei nicht nach Berlin gekommen, um bei irgendeiner „ärztlichen Leuchte“ zu antichambrieren, wie er sich ausdrückte. Er sonne sich auch in Lübeck von einem Spezialisten untersuchen lassen, wenn es denn durchaus notwendig wäre in den Augen von Mutter und Bruder.

Endlich war der von ihm ungestüm herbeigesehnte Tag da, an dem er Berlin verlassen konnte.

Und da — in der letzten Stunde — fiel zwischen den Brüdern der Name Henriette Santen.

„Ich bitte dich nur um eins, Harald, stürze dich nicht in Abenteuer, die verhängnisvoll für dich werden könnten.“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Erzieher unseres Volkes.

(Zu Gustav Freytags 100. Geburtstag, 13. Juli.)

Von Heinz Ameling.

Deutsche Dichtung, deutsche Forschung, deutsche Gemüthsrichtung — mit diesem Dreitlang läßt sich treffend Gustav Freytags Lebenswerk kennzeichnen. Alles, was er freischöpferisch, nachbildend oder lehrend dem deutschen Volke geschenkt hat, war durchglüht und erhellt von den Strahlen einer innigen Vaterlandsliebe. Zu dem, was die Deutschen jetzt sind und leisten, hat er nicht wenig beigetragen; er gehört mit zu den großen Erziehern unseres Volkes. Vor nunmehr 21 Jahren ist dieser aufrechte deutsche Mann wie ein Fürst zur letzten Ruhestätte geleitet worden, und doch wirkt er heute, da wir seinen 100. Geburtstag dankbar begehen, ganz wie ein Lebender unter uns. Durch seine Romane und namentlich durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ hat er das Selbstbewußtsein der Deutschen gehoben, ihre Selbstachtung geweckt und gesteigert, das Standesgefühl mancher Berufe zum Besten der Allgemeinheit geschärft. Durch seine politischen Auffäße, die in ihrer Bedeutung noch längst nicht genügend erkannt sind, hat er einen maßgebenden und richtungsweisenden Einfluß auf die staatsbürglerische und politische Schulung weiter Kreise gewonnen.

Schon bevor er diese machtvolle Wirksamkeit in den „Grenzboten“ begann, hatte er selbst foxyungen einen praktischen Lehrgang durchgemacht in der Kenntnis der politischen und sozialen Verhältnisse und Nöte der unteren Volksschichten, als er im Frühjahr und Sommer 1848 einen von ihm gegründeten Handwerkerverein in Dresden mit außerordentlichem Geschick und Erfolg leitete. Das war zwar nicht selten recht aufregend und mühevoll, wurde aber für Freytag zu einer Schule, in der er den deutschen Charakter in allen seinen Vorzügen, freilich auch in seinen Nachteilen gründlich kennen lernte. In das Leben auf Gütern, auf dem Lande, in Kaufmanns- und Professorenkreisen hatte er bereits als Berliner Student und als Breslauer Privatdozent einen tiefen Einblick getan, der Nationalitätenkampf zwischen Deutschen und Polen war ihm, dem Sohn der schlesischen Grenzstadt Kreuzburg, von Jugend auf vertraut. In dieser praktischen Weise sowie durch eingehendes Studium war er vorbereitet für den hohen Beruf, der ihm bestimmt war. Es traf sich günstig für ihn, daß sich ihm nach der Niederlegung des seiner Natur nicht gemäßen akademischen Lehramts Gelegenheit bot, gemeinsam mit Julian Schmidt die Zeitschrift „Die Grenzboten“ zu übernehmen. Mit Schmidt stimmte er in seinen politischen und literarischen Ansichten trefflich überein. Gern erinnerte er sich im Alter noch der langen Jahre gemeinsamer Tätigkeit. „So redlich, so warmherzig, so gescheit, ein so guter Preuße, seine Seele so rein wie die eines Kindes und sein Urteil oft wundervoll klar und hoch. Wenn ich damals etwas Größeres geschrieben habe, die Journalisten, Soll und Haben, so war seine Ansicht die erste, die ich suchte, und seine Beistimmung gab mir gegenüber der Öffentlichkeit eine Sicherheit, die gar nicht mehr um den Erfolg sorgte.“

Die beiden Werke, die seine Berühmtheit begründeten und noch heute ausmachen, nachdem er bereits mit drei Dramen Beachtung gefunden hat, sind eben genannt worden: „Die Journalisten“ (1852), die mit Recht als das beste deutsche Lustspiel nach Lessings „Wiuna von Barutheln“ gelten, dürfen wir als poetischen Ausdruck des allgemeinen Charakters ihrer Zeit betrachten, und der Roman „Soll und Haben“ (verfaßt 1853—1855) eroberte sich im Fluge die Gunst des Publikums, die er noch zwei Menschenaltern noch nicht eingebüßt hat — ein sicheres Zeichen für den inneren Wert dieses Kunstwerkes. Was er selbst von den „Siddhiten“ hervorgehoben hatte: „Alles war modernes Leben, im Grunde alltägliche Wirklichkeit und die eigene Weise zu empfinden, nur verfärbt durch das liebevolle Gemüt eines alten Dichters,“ das paßt wörtlich auf seinen Roman. Gleich Dicke, von dem er, wie er selbst sagte, viel gelernt hat in bezug auf die launige humorvolle Betrachtung und Belebung von Menschen und Dingen, hat er hunderttausend frische Stunden und gehobene Stimmung verschafft. „Der deutsche Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Diesen Satz Julian Schmidts hat Gustav Freytag seiner ersten erzählenden Dichtung vorangestellt, ihm blieb er auch treu. Spielte „Soll und Haben“ in den Kreisen des welt-



Richtwissende Menschen tragen ihre ganze Weisheit in ihrer Vereinigung.

H. v.

tägigen, Werte schaffenden Bürgertums, den sich als Gegen-
sätze unehliche Händelsleute und schiffreiche Handelsfirma-
gesellen, so greift „Die verlorene Handschrift“ mehr auf das
geistige Gebiet über, in die Kunst der Gelehrten, die im Ver-
lindung gebracht wird mit einem tüchtigen Bauerngeschlecht
und mit ungesehenem Hofleben. Bedeutung gewinnen in dem
Kaufmannsroman die Kämpfe zwischen Deutschen und
Slaven; einen mit sichtlicher Vorliebe und besonderem Ge-
lingen dargestellten tüchtigen Edelmann Fritz v. Fink beruft
der Dichter zum Vorkämpfer des Deutschtums. Auf Männer
wie ihm, denen Frauen wie Leonore rührig zur Seite
stehen, ruht die Hoffnung und die Zukunft des Vaterlandes;
zufrieden dachten wie erwarten, „dah aus dem Slavenschloß
eine neue Schar kraftvoller Knaben hervorspringe und ein
neues deutsches Geschlecht, dauerhaft an Leib und Seele, sich
über das Land verbreite, ein Geschlecht, von Koloristen und
Groberern,“ wie es sich in diesem Weltkriege in wahrlich
heldenhafter Art bewährt.

Nicht ganz auf der Höhe des Meisterwerks „Soll und Haben“ steht der 1881 erschienene Roman „Die verlorene Handschrift“. Das Laufende der Erzählung, das Ursprüngliche des Humors, das noch den heutigen Leser von „Soll und Haben“ so sehr entzückt, mangelt der „Verlorenen Handschrift“, die etwas unter der Last der inzwischen vom Freitag emsig betriebenen kulturgeographischen Forschung leidet, ohne daß dadurch freilich dem Gesamteindruck Schaden geschieht. Aus seiner Gegenwart nahm der Dichter die Stoffe zu diesen Werken, seine Zeit schilderte er in ihnen. Wie er immer mit offenen Augen und wachen Sinnen durchs Leben gegangen war, so erweiterte er in Leipzig, wo er während des Winters wohnte, stets die „Grenzboten“ betreuend, seine Beobachtungen und seinen Gesichtskreis wie seine Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten im regen und anregenden Verkehr mit geistig und gewerblich tätigen Männern. Die Sommermonate verbrachte er seit 1851 regelmäßig auf seinem Besitztum in dem thüringischen Dorfe Siebleben. Im nahen Gotha regierte Herzog Ernst II., der liberale Fürst, mit dem Freitag bis zum Tode eine enge, nie getrübte Freundschaft verband.

In der Ruhe des Landlebens entstanden neben den großen Werken eine erhebliche Zahl von Beiträgen für die „Grenzboten“, in den politisch unfruchtbaren fünf Jahren namentliche solche kulturgeographischen Inhalten. Aus der Sammlung dieser Aufsätze, in denen die Früchte ernster Forschungsarbeit niedergelegt sind, wurden die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, eine Kulturgeschichte, wie sie kein anderes Volk besitzt, eines der seltenen Geschichtswerke, die, wie Treitschke sagt, von Frauen verstanden und gelesen werden können. Was tiefe Geschäftsamkeit aus den Quellen gräbt, das ist in diesen Bänden mit reifer Künstlerschaft gestaltet. Eine erstaunliche Fülle von Wissen ist hier aufgeschichtet und verarbeitet, ohne daß man jemals den Eindruck von Überlastung und eitlen Prunkens empfindet. Was Freitag schon als junger Privatdozent als Ziel einer Vorlesung hinstellte: „Ich habe mich bestrebt, den Sinn für unsere deutsche Nationalität, soweit diese in meiner Wissenschaft darstellbar ist, zu wedeln“, das hat er in seiner gesamten Lebensarbeit, in seinem politischen Wirken, in dichterischer und geschichtlicher Form, vorzüglich aber in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit, verfochten, nur daß es über seine eigentliche Wissenschaft, die deutsche Philologie, sehr bald weit hinausging. Die überzeugte preußische Staatsgefangnis tritt bei ihm jederzeit und überall im festen Verein mit deutschem Nationalgefühl zutage, die Vergangenheit wußte er stets in lebendige, aufbringende Beziehung zur Gegenwart und Zukunft zu bringen. Turnerkör zum Besten des deutschen Volkes tätig zu sein, an seinem sozialen, sozialen und politischen Fortschritt mitzuarbeiten — darin sah er seinen höchsten Daseinszweck. Diese reinen, ausschließlich vom vaterländischen Gefühl geregten Absichten verfehlten ihre Wirkung nicht. Gustav Freitag sah seinen Eifer durch reiche Anerkennung und liebevolle, von allen Ständen des deutschen Volkes bewiesene Gunstigung belohnt.

Der ungewöhnlich starke Erfolg der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ lockte ihn, daß, was er hier dargestellt hatte, noch einmal in dichterischer Fassung wiedergegeben. Der Gedanke gewann feste Gestalt, als Freitag auf Einladung des Kronprinzen, in dessen Hauptquartier den Feldzug gegen Frankreich 1870 mitmachte. Die Berichte, die er damals schrieb, sind gerade jetzt wieder lesenswert.

Lange litt es ihm nicht, untätig dem südlichen Heere zu folgen; er lehrte in die Heimat zurück und widmete die nächsten zehn Jahre vornehmlich der großen Aufgabe, die er sich gestellt hatte: der sechsbändigen Romanreihe „Die Ahnen“. Die Geschichte einer Familie verfolgt er darin durch die Jahrhunderte. Gewaltig in der Anlage, kühn im Entwurf, voll von Schönheiten ist das Genie, nicht gleichmäßig liegen in der Ausführung und im künstlerischen Wert sind die einzelnen Teile. Oft ist das Werk doch mehr Kulturgeschichte als Dichtung; am wenigsten befriedigt der Schluß, der allerdings wieder mit Freitags bürgerlich fester und einfacher, jedem Heeresdienst abholder Gesinnung zusammenstimmt. So hat der Dichter uns in doppelter Gestalt die Geschichte unserer Ahnen geschenkt. Mag man sie genießen in dem Roman oder in den „Bildern“, stets werden wir gefesselt von der alles durchströmenden, hell leuchtenden Liebe zum deutschen Volke, die in ihrem freudig behagenden Optimismus recht behalten hat, wie die Gegenwart aufs herlichste beweist. „Wir haben“, sagt Freitag selbst, „das Recht zu hoffen, denn wir leben in manhafter Arbeit, den alten Gegensätzen zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landesgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.“ Das war sein Glaube, an dem er festhielt, für den er sein Leben und seine Arbeit einsetzte und dem er in unveränderter vaterländischer Gesinnung noch einmal 1886 in seinen für ihn höchst charakteristischen Lebenserinnerungen Ausdruck verlieh. Er hatte, als er in hohem Alter starb, nicht sich selbst überlebt: als Mensch und als Schriftsteller steht er uns heute noch nahe. Und so lange unser Volk seinem Wesen treu bleibt, wird es die fern-deutsche Persönlichkeit seines Erziehers nicht vergessen.



Aus der Kriegszeit.

Der Krieg in der Umgangssprache. Es ist nur natürlich, daß der Krieg, der das ganze Denken unseres Volkes beherrscht, auch in den Ausdrücken und Bildern unserer Umgangssprache seine tiefen Spuren hinterläßt, daß überall, in den Reden unserer Staatsmänner wie in den Abhandlungen der Gelehrten, im täglichen Gespräch daheim und im Felde Gedanken und Worte unter dem Bann der kriegerischen Ereignisse stehen. Interessante Beispiele für diese Tatsache teilt Prof. Karl Bergmann, der die Sprache unserer Feldgrauen zu seinem besondern Arbeitsgebiet gemacht hat, in dem „Grenzboten“ mit. So bezeichnete in der Reichstagssitzung vom 6. April 1916 Dr. David die Ausführungen Ledebours als eine rücksichtslose „Torpedierung“ jeder gesunden Logik und erregte mit dieser völlig einstimmigen Bewunderung große Heiterkeit. Die Übertragung dieser militärischen Wendung auf ein so ganz anderes Gebiet wirkte also noch ungewöhnlich. Nicht minder merkwürdig wirkte der Ausdruck Liebfrauchs „Feldwebelleutnant des Kapitols“, womit er die Renegaten der Arbeiterklasse bezeichneten wollte. Andere Ausdrücke haben sich schon heute vollkommen eingetürtelt, so die Verbindung mit Trommelfeuer und Schüttengräben. So war der Ausdruck des Staatssekretärs Delbrück „Schüttengräben des wirtschaftlichen Kampfes“ eine glückliche Prägung, die seitdem in ähnlichen Wendungen, wie „geiste Schüttengräben“, Nachahmung gefunden hat. Ebenso pricht man von dem „Trommelfeuer der Verleumdungen“, das zuerst in einem Bericht des österreichischen Kriegspresse-Komitees von den italienischen Zeitungen gebraucht wurde, von einem „Trommelfeuer von Noten“, wie es die Verteigten Staaten nach Berlin richteten, von einem „Trommelfeuer behördlicher Verordnungen“ in der Ernährungsfrage. Man rief nach einem „wirtschaftlichen Generalstab“, der die „wirtschaftlichen Rüstungen“ leite, und treffend ist der Präsident unserer Reichsbank, Habenstein, „General-Geldmarschall“ genannt worden. Ebenso wurde der Begriff der Mobilisierung auf alle Gebiete des Lebens übertragen, so daß z. B. ein Berliner Theologe von der „seelischen Mobilisierung“ sprechen konnte. In noch höherem Grade ist die Umgangssprache unserer Feldgrauen selbst von solch kriegerischen Bildern erfüllt. All ihr Tun und Treiben wird unwillkürlich mit dem Militärischen in Verbindung gesetzt. Da heißen etwa gefüllte Flaschen „Blindgänger“ und geleerte „Ausbläser“; das Wort „Sappen“ muß Bewegungen sehr

verschiedener Art ausdrücken: man „sappi“ sich in Ruhestellung auf Urlaub.“ Der Soldat „nimmt Deckung oder volle Deckung“, „nimmt Stellung“, wenn er schlafen geht. Ein struppiger Bart ist ein „Drahtverhau“, und solcher treffenden und humorvollen Vergleiche gibt es gar viele in der Umgangssprache der Feldsoldaten.

Der „entscheidende“ Sommer der „Daily Mail“. Der bekannte militärpolitische Mitarbeiter der „Daily Mail“, Lovat Fraser, unternimmt in seinem Blatte, die wahrscheinliche Weiterentwicklung des Krieges in dem bevorstehenden Sommer zu erörtern. Da er immerhin einseitig genug ist, zugugeben, daß man den Ausgang der sommerlichen Kriegsoperationen nicht vorher bestimmen könne, begnügt er sich damit, die Bedeutung des Sommers an sich für den Krieg darzulegen, wobei er zu dem Schluß gelangt, daß — wenn überhaupt der Krieg durch eine große, bestimmte Aktion im Felde mit einem Schlag entschieden werden könne — diese Entscheidung unabdingt in dem jetzigen Sommer fallen müsse. „Schon allzu viel“ schreibt er, „hat man uns mit zahlreichen Betrachtungen über die Reserven des Feindes und unserer Verbündeten und über unser eigenes Menschenreservoir in Anspruch genommen. Heute lassen uns diese endlosen Berechnungen bereits ziemlich kalt. Nur das scheint festzustehen, daß keine der in diesem Kriege verwinkelten Mächte jemals fähig sein wird, ihre Schlagkraft im Felde über das Maß, das im Sommer erreicht werden wird, auszudehnen. Darum erscheint es uns sicher, daß der bevorstehende Sommerfeldzug für den Ausgang des ganzen Weltkrieges ausschlaggebend sein muß. Beide Parteien sind aufgestachelt zu einem Ringen, das alles Bisherige übertrifft. Darum möge England sich vor Augen halten, daß es für uns auch kein Bruchstück an Zeit mehr geben kann, das wir noch mit abwarten und zögern verlieren könnten. Die Fehler, die von heute ab gemacht werden, sind niemals auszugleichen. Schon sind die Armeen in Bewegung, doch wird der Vorhang aufgehen. War glaube ich nicht, daß dieser Sommer den Krieg beenden muß, aber es scheint festzustehen, daß er ihn entscheiden wird. Die Aussichten für die Alliierten sind zwar nicht schlecht, aber auch nicht hervorragend günstig. Wir müssen Deutschland gegenüber auf alles gefaßt sein. Möge man in England niemals daran vergessen, daß dieser Krieg reich an Überraschungen, und daß gerade das geschehen kann, was man am wenigsten erwartet, und zwar in einem Augenblick, in dem man am wenigsten darauf gefaßt war. Möge England nicht vergessen, daß Deutschland seine Flotte in voller Stärke und nicht geschlagen ist, und möge es schließlich daran denken, daß auch die britischen Inseln nicht unverelbstlich sind. . . .“

Die deutsche Literatur unter — serbischem Einfluß. Wer der Meinung war, daß die im Dienste der Verkleinerung Deutschlands und der Verhimmung der Alliierten stehende französische Pressephantasie im Abnehmen begriffen sei, wird sofort diesen Irrtum erkennen, wenn er von der neuesten kulturgeschichtlichen Entdeckung französischen Geistes erfährt. Da man durch die Aufzählung angeblicher barbarischer Taten übersättigt ist, wendet man sich in Frankreich nunmehr mit um so größerer Einbildungskraft der deutschen Literatur und Kunst zu, die z. T. als nichtig, z. T. als anderen Völkern entlebt bezeichnet werden. Die Entdeckung aber, die im „Gaulois“ durch Félicien Pascal zum besten gegeben wird, übertrifft wohl alles, was die Franzosen in dieser Beziehung bisher zu leisten vermochten. Herr Pascal hat nämlich nicht mehr und nicht weniger herausgefunden, als daß die Großen der deutschen Literatur durchaus nicht etwa selbständige arbeiteten, sondern sich in zahlreichen Fällen ausländischer Muster bedienten, und zwar — wie Herr Pascal triumphierend ausruft — ausgerechnet der serbischen Poesie. So behauptet er, daß Klopfstod für nichts so viel Interesse gehabt habe wie für die „Allrömischen Balladen“, trotzdem er ungebildet genug gewesen sei, von der Existenz des Serbenvolkes an sich auch nicht die leiseste Ahnung zu haben. Der größte Bewunderer serbischer Dichtung aber sei Goethe gewesen, der sich vielfach durch serbische Verse habe inspirieren lassen. Der Dichter der „Werther“ hätte nie seine Werke niederschreiben können, wenn nicht die serbischen Vorbilder ihm hierbei behilflich gewesen wären. Besonders in der letzten Zeit seines Lebens habe Goethe fast ausschließlich für die serbische Dichtkunst geschwärmt, und in den letzten Jahren vor seinem Tode habe er öfter das Bekenntnis wiederholt, daß in seinem Leben nichts sein Herz so sehr erquickt und

dauernd erfreut habe wie die serbische Poesie. Auch Herder sei ein Nachleiferer der serbischen Dichter gewesen. Seine Ansicht sei dahingegangen, daß die serbischen Volkslieder größeren Wert besäßen als selbst die alten deutschen Helden gesänge; und Herr Pascal legt sogar Herder die Worte in den Mund: „Unsere sämtlichen deutschen Dichtungen können sich hinter den poetischen Werken der Serben verstecken.“ Unter diesen Umständen müssen wir Herrn Pascal und der Redaktion des „Gaulois“ dankbar sein, daß sie uns nicht auch vorwerfen, Wagner habe den „Lohengrin“ und die „Meistersinger“ nach alten afrikanischen Negerliedern komponiert.

Der Flottenfond in Amerika. Das äußerst gespannte Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko drängt die Amerikaner zur Kriegsbereitschaft, und die Erörterungen über eine Blockade der mexikanischen Küste lassen das Interesse für die amerikanische Flotte neuerdings in den Vordergrund treten. Unter den zahlreichen Betrachtungen, die gegenwärtig in New-Yorker und Londoner Blättern über die amerikanische Flotte veröffentlicht werden, findet sich auch ein Artikel über die Besoldung der Angehörigen der amerikanischen Kriegsmarine. Danach gäbe es in der ganzen Welt keine Flotte, bei der der Sold auch nur annähernd so hoch wäre. Während ein Admiral der britischen Flotte 39 800 M. im Jahre erhält, beläuft sich das Jahreseinkommen eines amerikanischen Admirals auf 60 000 M. Auch die Offiziere der niedrigeren Grade sind im Verhältnis zu dieser Höchstbezahlung gut besoldet, und selbst ziemlich niedrige Chargen beziehen bis 600 M. im Monat. Nach den Pensionsbestimmungen der amerikanischen Kriegsmarine ist jeder ihrer Angehörigen noch unantrettbarem 10jährigen Dienst zu einer lebenslanglichen Pension berechtigt.

Handschuhe aus Rattenleber. Vor zahllose ungeahnte Aufgaben hat der Krieg die deutsche Industrie gestellt. Von einer derselben, wenn gleich nicht der wichtigsten, so doch recht interessanten, berichtet das neueste Heft der bekannten Familienzeitschrift „Das Buch für Alle“. — Zu den unerfreulichen Begleiterscheinungen des Krieges gehört eine unerwartet rasche Vermehrung der Wanderratte im nördlichen und mittleren Deutschland. Besonders schwer heimgesuchte Gemeinden haben bereits verschiedentlich Prämien auf die Vernichtung des gefährlichen Raubzeuges ausgesetzt. Ohne nennenswerten Erfolg; wohl zum Teil deshalb, weil es sich um ein „Wild“ handelt, das bisher keines Jägers Begehrlichkeit zu reizen vermochte; denn sein Fleisch fließt unüberwindlichen Ekel ein, und seine Haut gilt als wertlos.

Diese Auffassung hat ihre Gültigkeit verloren, seitdem wir wissen, daß das Rattenfell sehr wohl gegerbt und zu den mannigfachsten Zwecken verwendet werden kann. Zum Einbinden von Büchern, zu Fabrikation von Handschuhen, Geldtaschen und Notizbüchern liefern die Haut der Ratten ein erstklassiges Material, dessen Vorteile man nur leider zu spät erkannte. In England ist diese neue Art von Saffian seit einigen Jahren sehr gesucht. Die Jagd auf Ratten ist dort ein gewinnbringendes Geschäft geworden. Jeden Tag kann man in den großen Londoner Blätter Anzeigen lesen, in denen Hunderte und Tausende von Rattenfellen verlangt werden. Weit über eine Million M. im Jahre soll der Verkauf dieser Ware den Rattenfängern einbringen. Übrigens fürchtet man in den beteiligten britischen Händlerkreisen infolge des bisherigen Massenbedarfes schon seit langem den Eintritt des Zeitpunktes, wo das „Rohmaterial“ nicht mehr in ausreichender Menge zu beschaffen sein wird. In Verlegenheit läge England in diesem Falle allerdings nicht, da der Bundesgenosse auf der andern Seite des Kanals, zumal in dem „Rattennest“ Paris, über unerschöpfliche Reserven verfügt. Maurice Maindron schätzt ihre Anzahl in der französischen Hauptstadt allein auf mindestens eine Milliarde. Was man bei systematischem Vorgehen in der Rattenvernichtung leisten kann, zeigte sich auf einer Versammlung der Rattenfängerzunft von Paris im September 1851, auf der festgestellt wurde, daß im vergangenen Jahre 144 361 Stück zur Strecke gebracht und deren Schwänze der Prämiierung wegen auf dem Rathaus abgeliefert worden seien.

Wie jedes Ding, hätte also schließlich auch der bisher nur gefürchtete Rattenzuwachs seine gute Seite: er böte einer ganzen Anzahl Brotlöser Beschäftigung und verbülfte der Lederindustrie zu einem vorzüglichen neuen Rohstoff, dessen Gewinnung zugleich der Landwirtschaft Nutzen brächte.

Dr. R.